# UNSER HEER

[illegible]. JAHRGANG · FOLGE 7

BERLIN, 1. MÄRZ 194[illegible]

**Es wird das Jahr stark und hart hergehen, aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß alles dran setzen**

FRIEDRICH DER GROSSE

# WIR UND DIE WELT

## DER KRIEG ALS SCHULE GROSSRÄUMIGEN DENKENS

*Von Hauptmann WERNER STEPHAN*

Die Deutschen sind in ihrer tausendjährigen Geschichte stets ein Weltvolk gewesen. Als sie vor mehr als zwölfhundert Jahren zur Nation sich zu bilden begannen, da geschah dies in der Auseinandersetzung mit der Weltmacht von damals, dem römischen Imperium. Karl der Große fühlte sich als Nachfolger der Cäsaren. Und auch wir, die wir die Kaiserzüge nach Italien als unheilvoll für die deutsche Gesamtentwicklung ablehnen, müssen anerkennen, daß das Streben der deutschen Könige nach der von mystischem Glanz umwobenen Krone von innerer Größe zeugt. Wir beklagen es zwar, daß die Politik der fränkischen und der salischen Herrscher nach dem Süden strebte, statt sich auf das Zukunftsland der germanischen Rasse, den Osten, zu konzentrieren. Aber wir würdigen das Lebenswerk der Männer, die in jenem Zeitalter das deutsche Volk zu dem mächtigsten der Erde machten.

Ein tragisches Verhängnis hat es gewollt, daß die Stärke der deutschen Nation, die vor einem Jahrtausend alle anderen überstrahlte, sich seit dem Ausgang des Mittelalters in inneren Kämpfen aufrieb und verlor. Die Machtansprüche der Kirche, die Selbständigkeitsbestrebungen kleiner Dynastien, sie bewirkten zusammen die Aushöhlung und Zerreibung des mächtigen Deutschen Reiches. Als im Zeitalter der Reformation unser Volk als einziges der Glaubensspaltung anheimfiel, während es allen anderen Nationen gelang, gegenüber dem neuen Glauben zu einer einheitlichen Haltung, entweder der Anerkennung oder der Ablehnung, zu gelangen, da war auf Jahrhunderte das Schicksal der Deutschen besiegelt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde das Land zwischen Nordsee und Alpen zum Schlachtfeld aller Heere Europas. Der Friede von Münster setzte 1648 den Schlußstrich unter eine Entwicklung, die das deutsche Volk von der Höhe der Macht bis zum Elend sinnloser Kleinstaaterei geführt hatte. Zweihundert Jahre ist es dann in diesem Zustand verblieben. Allmählich lernte es der deutsche Mensch, sich nur noch als Untertan eines Kleinfürsten zu fühlen und seine politischen Gedanken auf den Kirchturmhorizont zu beschränken. Selbst nach dem nationalen Erwachen, das der Kampf gegen Napoleon hervorbrachte, lebte der Geist innerer Zwietracht noch fort. Und kein Geringerer als Bismarck hat nach Preußens siegreichem Krieg 1866 seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, wie leicht es durch Jahrhunderte gewesen sei, die niederdeutschen Menschen aus der Lüneburger Heide und aus der Altmark für rein dynastische Interessen immer wieder gegeneinander in den Kampf zu führen.

Wenn so noch vor 75 Jahren im deutschen Bruderkrieg Hanseaten und Oldenburger gegen Badener und Württemberger, Mecklenburger gegen Bayern gefochten haben, dann war die Folge, daß inzwischen andere Völker die Welt mit ihren Reichtümern unter sich aufteilten, ohne Deutschland zu berücksichtigen. Der Sinn der Deutschen hatte sich im engen Kreis verengt; hatte es doch durch Jahrhunderte für die meisten Dynastien nur ein Ringen um einzelne Dörfer und das Bestreben gegeben, durch eine geschickte Heirats- oder Bündnispolitik eine Ausdehnung um einige Quadratkilometer zu erreichen. Erst seit 1871 hat die Mehrzahl der Deutschen wieder lernen können, in einem größeren Rahmen zu denken. Und der Weltkrieg brachte nach 1914 den Soldaten des wilhelminischen Deutschland die überraschende Entdeckung, daß weit über seine Grenzen hinaus Millionen von Menschen lebten, die die gleiche Sprache redeten, dieselbe Kultur besaßen und deren Volkstum von denselben geschichtlichen Erlebnissen geprägt war. Er gab den handgreiflichen Anschauungsunterricht für den großdeutschen Gedanken.

Aber das große Erlebnis des Weltkriegssoldaten bezog sich nur auf den mitteleuropäischen Raum, es reichte nicht über ihn hinaus in die Welt. Wohl kämpften einige tausend Soldaten in Mesopotamien und in Palästina, in Afrika und in Asien. In das Bewußtsein des gesamten deutschen Volkes ist der Krieg im Nahen Osten und der Kolonialkrieg trotzdem nicht eingegangen. In Wahrheit beschränkte sich der Kampf für das Gefühl der breiten Massen aller Deutschen auf den Raum zwischen Nordsee und Alpen und zwischen der Somme und den Pripjetsümpfen. Es war kein weltumspannendes, sondern ein mitteleuropäisches Ringen. Ein Weltkrieg wurde nur insofern geführt, als alle Völker der Erde gegen vier europäische Nationen angetreten waren. Man braucht nur die Kriegskarten von damals auf den Geschichtsatlanten zu betrachten, um sich darüber klarzuwerden, wie engräumig im Vergleich mit heute die Auseinandersetzungen vor einem Vierteljahrhundert noch waren.

Wie sehr hat sich das 1942 geändert! Schon die Beteiligung Italiens am Kampf dehnte die Operationen bis an den Rand des Indischen Ozeans aus. Die japanische Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten von Amerika hat vollends dem großen Ringen zwischen den Nationen den Charakter eines Weltkrieges gegeben. In ihm muß sich das deutsche Volk als eine Gemeinschaft bewähren, die der großen Stunde gewachsen ist. Als 1939 die ersten Kanonen erdröhnten, handelte es sich noch um die Zugehörigkeit Danzigs zum Reich und um die Verbindung Ostpreußens mit dem übrigen Deutschland. Das waren Streitpunkte, wie sie allen Volksgenossen geläufig waren. Aber schon als zur Abwehr der englischen Drohung von Norden her die Besetzung der norwegischen Atlantikküste bis in die Regionen des Eismeeres hinein erfolgte, zeigte sich, daß Britanniens Kampf eine riesenhafte Ausweitung erzwang. Die Entwicklung hat dann dazu geführt, daß deutsche Soldaten an den Pyrenäen, in der afrikanischen Wüste, auf Kreta und anderen Inseln des östlichen Mittelmeers, am Donezfluß und am Ladogasee zu kämpfen gezwungen waren. Das ist logisch: denn England, das seit drei Jahrhunderten die Welt beherrscht, wollte Deutschland erneut einkreisen. Es konnte nicht niedergerungen werden, wenn Deutschland das wie vor 25 Jahren zuließ. Daher mußte das Reich mit seinen Armeen seinerseits in die Weite der Welt vorstoßen und seinen engen Lebensraum durch Einbau von Sicherungen in Ost, Nord, West und Süd schützen. Daß es dabei Bundesgenossen fand, die aus ihrem eigenen Interesse heraus gegen die angelsächsische Plutokratie und den ihr verbündeten Bolschewismus den Kampf aufnahmen, war eine besondere Gunst der Lage. Es erwies sich hier, daß Deutschland in seinem Ringen zugleich die Interessen des gesamten europäischen Erdteils mit durchfocht. Der deutsche Soldat, der heute an der Ägäis oder an der Biskaya Wacht hält, ist damit der Schildträger der neuen von Deutschland gestützten europäischen Einheit.

Aber diese Einheit kann sich nur durchsetzen, wenn sie sich im weltumspannenden Ringen behauptet. Deshalb begreift das deutsche Volk sehr wohl, daß die U-Boote, die an der nordamerikanischen Küste eingesetzt sind, eine ebenso wichtige Funktion ausüben wie diejenigen, die englische Geleitzüge im Kanal versenken. Dieser Krieg ist eine wahre Schule großräumigen Denkens. Wir haben es heute begreifen gelernt, daß Großbritanniens Kapitulation in Hongkong und in Singapur ein Ereignis ist, das uns selbst ganz unmittelbar angeht. Wir wissen die kriegsentscheidende Bedeutung der Schlachten um die Sunda-Inseln und in Burma zu würdigen und denken nicht mehr, wie vor fünfundzwanzig Jahren, daß Kämpfe in Afrika, ob sie nun positiv oder negativ für uns ausgehen, doch schließlich am Gesamtresultat nichts zu ändern vermögen. Der Kampf, in den seit dem Dezember 1941 die ganze Erde aktiv verwickelt ist, zeigt sich uns von Hawai bis nach Helgoland, von Murmansk bis in die Marmarica als eine Einheit. Nur wenn wir ihn so verstehen, können wir ihn gewinnen. Nur wenn wir ihn als Weltvolk mit großräumigen Gesichtspunkten führen, sind wir seiner würdig und können aus ihm hervorgehen als die siegreiche Nation, die gemeinsam mit den anderen jungen Völkern auf Jahrhunderte hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmen wird.

**General-feldmarschall v. RUNDSTEDT fünfzig Jahre Soldat**

Generalfeldmarschall Gerd v. Rundstedt, der heute wieder an verantwortlicher Stelle im deutschen Heere steht, feierte am 22. März sein fünfzigjähriges Jubiläum als Soldat *Aufnahme: Bieber*

*Titelblatt von Kriegsberichter Altstadt*

Der Schlitten fährt durch aufgetaute Schneemassen wie durch einen Morast. Er kommt zwar nur langsam voran — aber es geht vorwärts!

Der Kradmelder legt eine Pause ein. Mit solchen Schlammassen ist er schon einmal fertig geworden.

# WENN DER SCHNEE *schmilzt...*

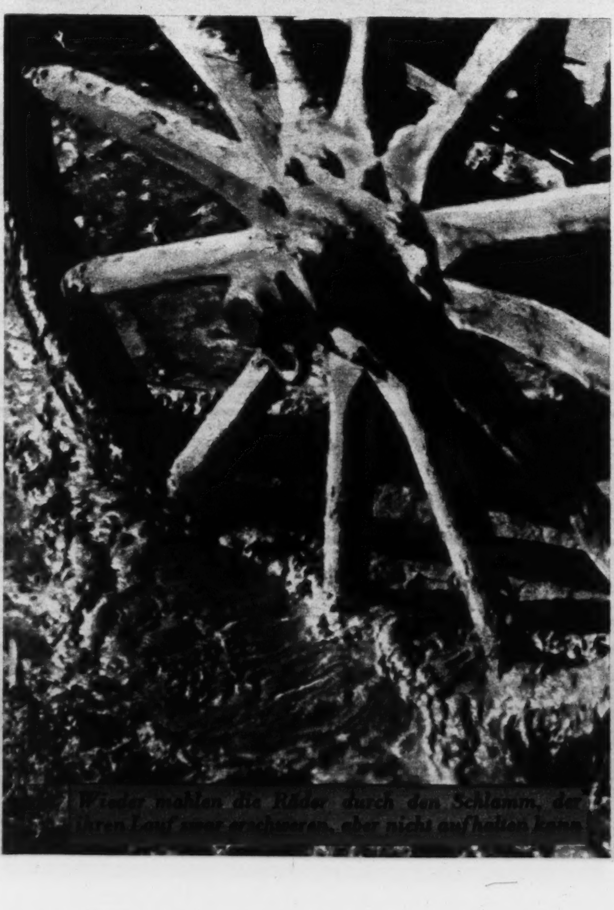
Brücke über [illegible] — der feste Bahndamm.

... dann schmelzen auch die Hoffnungen der Sowjets dahin. Sie sahen in diesem Winter ihren mächtigsten Verbündeten, mit dem sie die deutsche Front durchbrechen und den deutschen Truppen das Schicksal des Napoleonischen Heeres zufügen wollten.

Dieser Versuch ist gescheitert. Gescheitert vor allem, so sagte der Führer, an der Tapferkeit und dem Opferwillen der Soldaten unseres Heeres, die Seite an Seite mit ihren Verbündeten den eisigen Stürmen der Monate Dezember, Januar und Februar ebenso hart standgehalten haben, wie sie vorher in der Gluthitze des Juni, Juli, August und September ihre unvergänglichen Siege erfochten.

Wenn der Schnee schmilzt, dann folgt noch einmal eine Übergangszeit, in der der Soldat mit der aufgetauten Erde, mit Schlamm, Morast und grundlosen Straßen fertig werden muß. Aber auch das wird er schaffen wie schon einmal in den Herbstwochen vor dem Einbruch des russischen Winters. Er wird diese Schwierigkeiten leichter überwinden, weil dahinter der zweite Teil der Auseinandersetzung und Abrechnung mit dem bolschewistischen Gegner steht.

Der Stiefel bleibt im Schlamm stecken wie im letzten Her[illegible] Aber was macht das schon? Hauptsache, die Kälte ist vor[illegible]



Wieder mahlen die Räder durch den Schlamm, der ihren Lauf zwar erschweren, aber nicht aufhalten kann.

Das war einmal eine Straße — und jetzt ist es ein breiter Bach. Pioniere und Bausoldaten vor!

# Gibraltar

## Schlüssel zum Mittelmeer

Von GERHARD WIEDEMEYER

In banger Sorge und mit größter Unruhe richten sich seit dem spanischen Freiheitskampf die Blicke Großbritanniens nach seiner Zwingburg an der westlichen Ausgangspforte des Mittelmeeres, nach seinem Schilderhaus an der Meerenge. Fieberhaft ging es bereits vor einigen Jahren an den Ausbau der Befestigungen Gibraltars. Man erzählt, daß die Festung mit tausend Geschützen aller Kaliber ausgerüstet ist, die elektrisch bedient werden und versenkbar sind.

Aber die Entwicklung der U-Boot- und Luftwaffe erhöhte die Gefahren von der See her und aus der Luft und damit vergrößerte sich das Maß der britischen Sorgen um die Zukunft Gibraltars. Die Luftwaffe hat den Wert Gibraltars als Flottenstützpunkt, als Basis und Schutz britischer Kriegs- und Handelsschiffe entscheidend vermindert, und auch die besten Festungsgeschütze der Welt vermögen nichts auszurichten gegen Angriffe, die den britischen Schiffen unter der Wasseroberfläche drohen.

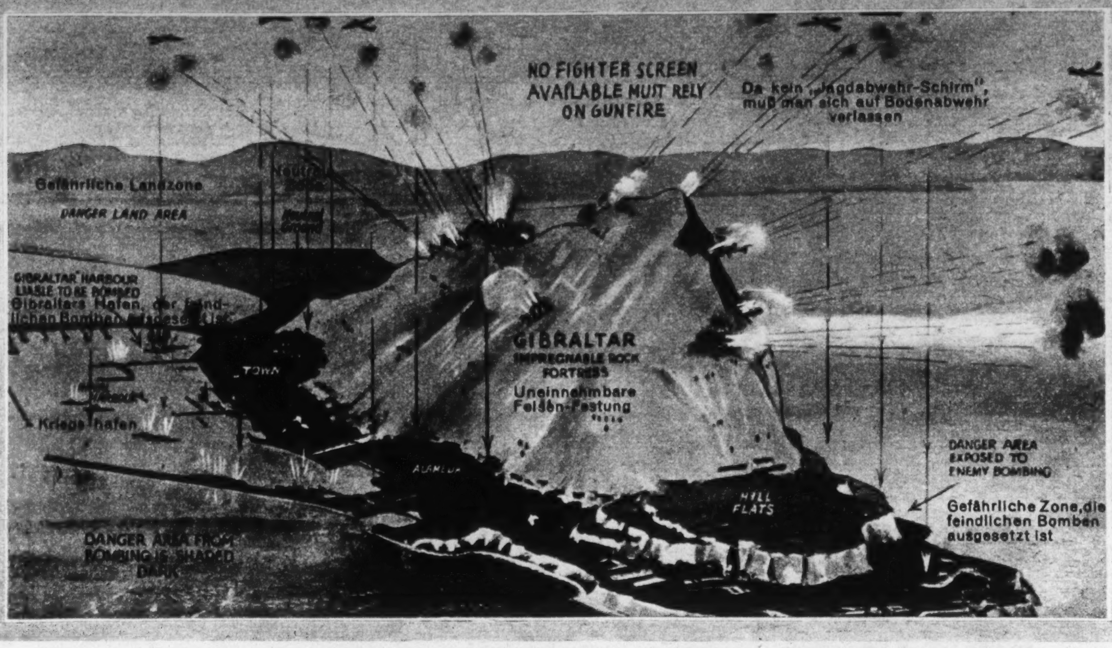
Spanien hat seit dem Jahre 1704 niemals aufgehört, immer wieder die Forderung nach Rückgabe Gibraltars zu erheben. Es hat zunächst die Erreichung dieses Zieles mit diplomatischen Mitteln versucht, und es hat dann wiederholt zu den Waffen gegriffen, als es die friedlichen Möglichkeiten im Ringen mit der zu allen Zeiten skrupellosen und hinterhältigen englischen Diplomatie für erschöpft ansah. Es liegt auf der Hand, daß in dem Augenblick, in dem General Franco sein Volk zum Freiheitskampf aufrief und ihn siegreich beendete, diese alte nationalspanische Forderung ein neues Gewicht erhielt.

Die Straße von Gibraltar — eine der verkehrsgeographisch und geopolitisch bedeutendsten Meerengen der Welt — ist Brücke und Schranke zwischen zwei Erdteilen. Europa und Afrika treten hier zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer am engsten aneinander heran. Die Meerenge ist 43 Kilometer breit und verengt sich an einigen Stellen auf nur 14,2 Kilometer. Seit den ältesten Zeiten ist sie eine wichtige Völkerbrücke.

Herr der Straße von Gibraltar, Herr dieser hochbedeutsamen Meerenge, Herr von Tarifa, Algeciras und Ceuta, Gebieter über das Recht zur Durchfahrt vom Atlantik ins Mittelmeer und vom Mittelmeer in den Atlantik ist, wer die Felsenfestung Gibraltar besitzt. Der Besitzer Gibraltars hält den Schlüssel zum Mittelmeer in seinen Händen, der Besitzer Gibraltars kann jederzeit den einen Flaschenhals des Mittelmeeres zukorken. England hat es vor Jahrhunderten verstanden, sich hier, wo sich zwei Erdteile über die Meerenge hinweg die Hand reichen, festzusetzen, und es hat diese Position niemals aufgegeben.

Gibraltar hat eine interessante Geschichte. Die Griechen nannten die Felsen von Gibraltar und Ceuta die „Säulen des Herakles". Die Araber gaben der Meerenge den Namen „Djebell al Tarik". Aus dieser arabischen Bezeichnung wurde durch Verstümmelung das Wort Gibraltar. Erbauer der Festung Gibraltar ist ein Deutscher, Meister Speckle aus Straßburg, der um 1540 hier Bollwerk an Bollwerk errichtete.

Im spanischen Erbfolgekrieg erobert im Jahre 1704 ein Deutscher Gibraltar — Landgraf Prinz Georg von Hessen-Darmstadt — für die Engländer. Der deutsche Eroberer wird heldenmütiger Verteidiger. Alle Angriffe der vereinigten französischen und spanischen Flotten vermögen nichts gegen die Festung auszurichten. Spanien blockiert Gibraltar. Seine Blutopfer aber werden vergeblich gebracht: England behält Gibraltar. Berühmt geworden ist die große Belagerung von 1779 bis 1783, nachdem Gibraltar von 1704 bis 1779 nicht weniger als 13 Belagerungen zu überstehen hatte. Bei dieser vierjährigen Belagerung setzten die Spanier schwimmende Batterien ein, aber ein hannoverscher Nagelschmied, der zur Besatzung von Gibraltar gehörte, erfand eine erfolgreiche Abwehrmöglichkeit: glühende Kugeln, die die Schiffe der Belagerer in Brand setzten. Auch diese Belagerung erreichte ihr Ziel nicht.




*„Gibraltar ist wahrscheinlich eine wirklich uneinnehmbare Festung", so stellt die englische Wochenschrift „The Sphere" in der Unterschrift zu dieser Zeichnung fest, „aber die Frage nach dem Schutz der Stadt, des Hafens und der Docks darf man dabei nicht stellen." Die nach Ansicht der Wochenschrift mehr verwundbaren Teile sind in der Zeichnung dunkel gehalten, im Gegensatz zu der nur leicht getönten eigentlichen Festung. In einem Begleitaufsatz wird die Behauptung von der „wahrscheinlichen Uneinnehmbarkeit" aber noch weiter wesentlich abgeschwächt. Zwar ist man darin der Meinung, daß, selbst wenn das flachere Land, das den Felsen umgibt, die Stadt und der Hafen eingenommen würden, das turmhohe Hauptmassiv dennoch Widerstand leisten und dem Feinde Verluste zufügen könne, die für ihn nicht tragbar wären. Es fehle jedoch der Raum für Flugplätze und damit eine wirksame Jagdabwehr, so wie man sie in Singapur zur Verfügung habe. Das Ideal sei überhaupt eine Festung, die die Vorzüge von Gibraltar und Singapur vereinige. Geschrieben am 17. Januar 1942! Inzwischen haben die Japaner ja das Problem Singapur ohne Diskussion gelöst, gleichzeitig aber ist den Briten eine unmißverständliche Lektion zur Frage der Uneinnehmbarkeit ihrer Festungen erteilt worden.*

*Die deutsche Übersetzung der in der Zeichnung vermerkten Hinweise ist nachträglich von uns eingefügt worden. Die Schriftleitung*

Auf der Versailler Konferenz schlug Spanien die Erörterung und Lösung des Gibraltar-Problems vor. Aber wieder war die Hoffnung vergebens. Man gab Spanien einen Sitz in Genf und ließ die Möglichkeit durchblicken, Gibraltar solle Völkerbundsmandat werden. Aber England hütete sich, jemals entsprechende Schritte in dieser Richtung zu tun. Und als der Plan auftauchte, einen Tunnel unter der Meerenge zu bauen — Spanien war bereit, den Bau zu übernehmen —, behauptete Großbritannien zunächst, dieses Projekt sei undurchführbar — und als man ihm das Gegenteil nachwies, erklärte es den Plan für politisch untragbar.

Auf dem Felsen von Gibraltar hauste bis in die jüngste Gegenwart die einzige in Europa vorkommende Affenart: Magoten. Nach einer Legende wird Großbritanniens Herrschaft über die Felsenfestung Gibraltar ihr Ende gefunden haben, wenn die Gibraltar-Affen aussterben. Im Jahre 1937 gab es auf Gibraltar nur noch drei weibliche Affen, deren Abstammung auf die wirklichen Gibraltar-Affen zurückging, während die männlichen bereits ausgestorben waren. Als dem britischen Gouverneur von Gibraltar diese Tatsache gemeldet wurde, befahl er, Affen aus Tanger und dem Rif nach Gibraltar kommen zu lassen, und ernannte einen besonderen Affen-Offizier der Garnison auf Gibraltar. Damit zeigte dieser Brite, daß er den Sinn der Legende nicht verstanden hat. —

Im Jahre 1882 erschien in Madrid ein Buch: „Die Schlüssel der Meerenge"; es trägt den Untertitel „Über die Rückeroberung von Gibraltar". In ihm steht der Satz: „Gibraltar ist der ewige Schimpf für Spanien." Mit tiefer Erschütterung liest man die grandiose Zukunftsschau dieses Buches:

„Wir haben das ahnende Empfinden, daß sich eines der gigantischsten Zeitalter der Geschichte, dessen sich unsere Enkel rühmen werden, in den Gewässern des Mittelmeeres, in der Meerenge und im Weltmeer abspielen wird. Für dieses Zeitalter sieht mein inneres Auge viel Trümmerfeld, viele blutige Wogenkämme, viele Schiffswracks und treibende Leichen. Aber durch den dichten Qualm und Dunst schimmern die rotgelben Farben unserer Flagge, die auf den Höhen des Berges Calpe als des unveräußerlichen Fundaments unseres Anspruchs auf künftige Größe flattert ... Die großen Ausgaben und Rüstungen, die Europa macht, gehorchen einzig der Furcht davor, daß Großbritannien die Welt unterjochen will. Diese Gefahr, die heute brennend ist, sahen schon Philipp II., der Kardinal Alberoni, Graf Aranda und Napoleon I. ... Wir hegen die Hoffnung, daß der Tag kommen wird, wo sich alle Nationen zusammenschließen, um über die Zukunft Britanniens zu beraten; der Tag, der vielleicht nicht fern ist."

# Die Idealstellung

## STOSSSEUFZER EINES ARTILLERISTEN AUS SOWJETRUSSLAND

Von Leutnant KURT JAEGER

Wer Artillerist ist oder ein wenig Ahnung von derlei Dingen hat, der weiß, was es heißt, für seine Batterie eine Feuerstellung ausfindig zu machen, die allen Anforderungen gerecht wird.

Es ist mit der idealen Stellung so wie mit der idealen Frau, die hübsch und klug zugleich sein soll — von der verlangt wird, daß sie häusliche Tugenden hat, gut kochen kann, aber auch eine blendende Gesellschafterin darstellt — die man sich körperlich groß wünscht, aber kleiner als man selbst — die viel Geist haben muß, aber auch wieder nicht zu viel — die immer ein hübsches Kleid tragen soll, aber nicht zu eitel ist — bei der gerne rundliche, weibliche Formen gesehen werden, aber trotzdem die schlanke Linie gewahrt bleibt — die das Haushaltsgeld hübsch zusammenhält, aber nicht geizig ist ..... Genau so „einfach und unkompliziert" verhält es sich mit der Idealstellung.

In der einschlägigen Vorschrift ist das auch ganz klar und erschöpfend dargelegt, so daß es eigentlich kein Problem ist, eine solche Feuerstellung sich vorzustellen. Es heißt auf Seite 149 in Teil IV unter Ziffer 277 bei a): daß für die Auswahl der Stellung folgende Gesichtspunkte maßgebend seien. (Wer könnte das einfacher und klarer ausdrücken?) Und dann geht es los: Der Gefechtsauftrag soll sich aus der Stellung lösen lassen — sie soll gute Deckung gegen Feindsicht, aber auch wieder freies Gelände zur Panzerabwehr haben — sie soll die Möglichkeit geben, das Feuer weit in den Feind, aber auch nah vor die eigene Truppe zu legen — weicher Untergrund schwächt die feindliche Geschoßwirkung ab, ist aber zum Einfahren

und Aufstellen der Geschütze ungünstig — von der richtigen Stellung wird weiter verlangt, daß sie Platz und Untergrund zum Zelten bietet, daß sie Wasser hat, aber nicht zu feucht ist — der Boden darf andererseits nicht zu hart zum Graben der Deckungslöcher sein — ganz zu schweigen von den raffinierten artilleristischen Schikanen, die nur dem Eingeweihten zugänglich sind.

Also man weiß schon, wie die ideale Stellung (und die ideale Frau) auszusehen hat. Es besteht ein ganz klares Bild davon, an dem nicht herumzudeuten ist. Aber eine solche Stellung suchen und finden (zwei tiefe Seufzer!), das ist ein Kunststück! (Wie bei der Frau.) Nach Aussuchen und Beziehen einiger 20 Stellungen im Sowjetparadies haben wir da so unsere kleinen Erfahrungen gesammelt. Diese Erfahrungen und Erlebnisse mit „der" Stellung habe ich fein säuberlich in einem kleinen Heft aufgeschrieben.

Die erste Stellung in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni war nicht schlecht, man konnte sie fast gut nennen, nur: die Anfahrtswege waren sehr schwierig. Die Batterien mußten nacheinander einfahren, weil es gleichzeitig nicht ging; außerdem war die Wiese etwas naß, und genau in der Schußrichtung verlief eine Telegraphenleitung. Am ersten Angriffstag fanden wir dann eine Bombenstellung schon ein gut Stück in Litauen drinnen. Nicht etwa deshalb „Bombenstellung", weil sie allen Anforderungen gerecht wurde, sondern weil mitten in die Feuerstellung aus heiterem Himmel eine Bombe fiel. Es ging Gott sei Dank gut ab.

Dann kam die Ameisenstellung. Sie hatte alles, sogar eine gute Anfahrt, herrliche Zeltplätze, Geschützstände wie aus der Vorschrift gestohlen — nur gab es dort leider auch Ameisen. Wir fanden sie überall: auf dem Brot, im Zelt, in den Stiefeln, nachts unter den Decken, in der Marmelade, ja sogar in der Schreibstubenkiste. Es war einfach zum Verzweifeln.

Die Stellung, die wir darauf bezogen, war ameisenfrei. Dafür aber hatten wir weder Wasser zum Waschen noch zum Kochen. Es mußte meilenweit Eimer für Eimer herangeschleppt werden. Wir nahmen das nicht weiter tragisch und zogen weiter, den Sowjets auf den Fersen, immer wieder auf der Suche nach „der" Stellung. Die nächste, die wir fanden, war auch nicht schlecht. Unsere Schießaufträge konnten daraus glänzend erfüllt werden. Nur hatte sie eben den einen Fehler, daß sie etwas sumpfig war und wir ein Geschütz trotz anstrengender stundenlanger Arbeit im Regen schweren Herzens stehenlassen mußten und mit nur drei Kanonen weiterfuhren in eine Stellung, die uns wieder Bomben brachte, diesmal aber in rauhen Mengen mit sehr unangenehmer Wirkung. Daß wir trotz der herrlichen Lage an einem klaren Bächlein, um das herum lustige Feuer überall aufbrannten, auf denen Töpfe und Kessel mit feinstem Geflügel liebliche Düfte verbreiteten, auch hier nicht richtig warm wurden, ist verständlich.

Von nun ab legten wir fast jeder Feuerstellung einen charakteristischen Namen bei. Wir kamen in die Regenstellung, in der alle Flüche, Wünsche und Gebete in einem andauernden Regen untergingen, der den Erdboden weich und schlammig machte. Sie hat keinen Ehrenplatz in meinen Erinnerungen bekommen, noch weniger die Mückenstellung, in der uns diese kleinen Quälgeister fast bis zum Wahnsinn trieben. Es sei aber trotzdem nicht vergessen, daß uns dort das Gelände eine unvergleichliche natürliche Tarnung und ideale Aufstellung der Fliegerabwehr-MG ermöglichte. Da war eigentlich die Sandstellung schon besser, damals vor Luga. Hier hatte sich jeder ein Schlafloch in den Sand gegraben, oben mit Brettern und Pfosten überdeckt, darüber wieder Sand. Wenn wir schossen — und das war oft nachts der Fall — fiel einem von oben entweder der ganze Sand auf einmal ins Gesicht oder er sickerte langsam wie eine Eieruhr aufs Haar, in die Stiefel, auf die Decken, in den Brotbeutel, in den Rock, unters Hemd, in die Hose. Jeden Morgen war dann das gleiche Bild zu sehen: wenn einer nach dem anderen aus seinem Erdloch herauskroch, das Gesicht voller Sand, sein Hemd auszog: Sand, die Stiefel abstreifte: Sand, seine Taschen umkehrte: Sand, seinen Stahlhelm auskippte: Sand!

Gern erinnern wir uns auch an die Birkenstellung, die wir nach einer Fahrt voller Beschwernisse über einen sowjetischen Übungsplatz unter unzähligen Flüchen erreichten. Sie lag ganz idyllisch auf einer kleinen Anhöhe. Diesmal war wirklich alles da, und man hätte ihr fast das Prädikat „ideal" geben können. Da kam der Kommandeur und meinte, wir seien von einem Schornstein drüben im Feindgebiet einzusehen. Was blieb uns übrig, als unsere mit großer Mühe aufgebauten Zelte abzureißen und die Geschütze in der Gegend herumzukarren. Die Katakombenstellung am Bahndamm vor Kr. nahmen wir da schon eher in Kauf. Als Unterschlupf diente uns ein eben fertiggestellter Erdbunker, den uns die Roten freundlicherweise hinterlassen hatten und der sofort wegen seines geheimnisvollen Halbdunkels den Namen „Katakombe" erhielt. Ein unerschöpfliches Kartoffelfeld dehnte sich unmittelbar hint. unserer Behausung aus. Gewiß, Waschwasser war wieder einmal nicht vorhanden. Aber lieber verzichteten wir ein paar Tage auf große Toilette, hatten aber dafür jeden Abend unsere Pfanne voll gutriechender Bratkartoffeln. In der Sonnenblumenstellung zwischen Peipus- und Ilmensee gab es zwar auch Kartoffeln, aber wenig Holz. Zur Entschädigung dafür schoß uns der Bolschewik reichlich mit Granatwerfern in das Sonnenblumenfeld hinein, so daß wir oft in den Löchern hockten und traurig die Düfte angebrannter Bratkartoffeln in die Nase zogen. Die letzte Stellung endlich brachte wieder ungezählte Vorteile: eine gute Deckung, fabelhafte Fliegertarnung, guten Anmarschweg, Wasser, Kartoffeln, Holz, ja wir konnten sogar in Häusern wohnen, die verhältnismäßig wenig Wanzen hatten. „Doch mit des Geschickes Mächten . . ." Die Sowjets schossen uns einen LKW in Brand, und kurz darauf flammte das halbe Dorf auf. Mit knapper Not konnten wir unsere Habseligkeiten vor dem Feuer retten und hausen seitdem in Erdbunkern . . . Es war eben wieder nichts mit der Idealstellung!

Zusammengefaßt erging es uns im ganzen Sowjetparadies so: hatten wir einen fabelhaften Anfahrtsweg, blieben wir in der Stellung im Sumpf stecken — war kein Sumpf da, gab's Ameisen — keine Ameisen, dafür Mücken — ohne Mücken, kein Wasser — Wasser vorhanden, ohne Kartoffeln — Kartoffeln da, kein Holz — Holz, ersoff alles im Regen — bei Sonnenschein regnete es bestimmt Bomben — gab's keine Bomben, dann bestimmt Artilleriefeuer — ohne Artilleriefeuer wurden wir nachts von Infanterie überfallen — war's nicht die Infanterie, kamen Panzer — blieben die aus, konnte die Munition nicht vorgebracht werden wegen der schlechten Wege — hatten wir Munition im Überfluß, gab's keine Ziele oder schlechte Sicht — war die Sicht gut, hatten wir zu hohe Deckung vor den Geschützen — war das Schußfeld richtig, wurden wir eingesehen . . . und so fort. Die Idealstellung aber fanden wir nie in diesem schrecklichen Land.

Ich faßte fein säuberlich alle diese Punkte in einem billigen Schreibheft zusammen. (Es war ein sowjetrussisches und von sehr schlechtem Papier.) Der Anfangssatz meiner Betrachtungen aber lautet: „Für die Auswahl der Feuerstellung sind folgende Gesichtspunkte maßgebend." (Schöner, kürzer und besser kann ich das nicht ausdrücken.) Aber was kommt dann? Es ist ebenso wie mit der Idealfrau: ich bin zu der Überzeugung gelangt, es gibt sie nicht! Ich habe es auch bereits aufgegeben, danach zu suchen (meine Frau möchte das nicht), genau so wie nach ihr — der Idealstellung!

**Feindpanzer von vorn!**

*In Sekundenschnelle werden die Kanonen von den Zugmaschinen abgeprotzt. Hier gibt es kein langes Suchen nach der Idealstellung. Unter unmittelbarer Feindeinwirkung werden die Wellen feindlicher Panzer außer Gefecht gesetzt oder vernichtet. Unser Zeichner, Uffz. Edwin Grazioli, der im Osten mehrfach sowjetische Panzerangriffe und ihre Abwehr erlebte, hat diesen Augenblick höchster Spannung und Einsatzbereitschaft deutscher Artillerie festgehalten.*

*Zeichnung: Uffz. E. Grazioli*

# Was machst Du, wenn...?

## Soldatische Abwehr nach den Erfahrungen des Judo-Sportkampfes

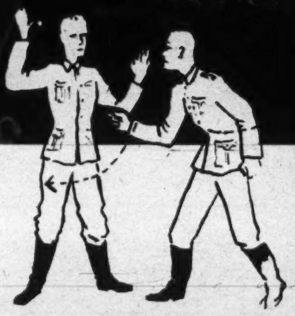
*Vor einer Infanteriekompanie zeigt der Europameister im Judo (Jiu-Jitsu) Helmut Lehmann, der lange Zeit zum Studium dieses Sports in Japan verbrachte und jetzt im Reichs-Sicherheitshauptamt als Judolehrer tätig ist, die praktische Anwendung des Judo (waffenlosen Nahkampfes) für den Soldaten, der waffenlos oder überrascht einem bewaffneten Gegner gegenübersteht. Die hier gezeigten Abwehrübungen sind nur vier Arten von vielen. Die einzelnen Phasen, die hier im Zeitlupentempo gezeigt werden, sind in Wirklichkeit schnell und gewandt geführte Griffe*

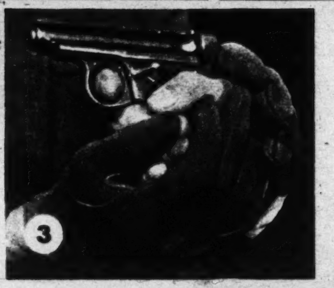
**1** Was machst Du, wenn Dich ein Gegner, während Du waffenlos bist, von hinten anfällt und umklammert?

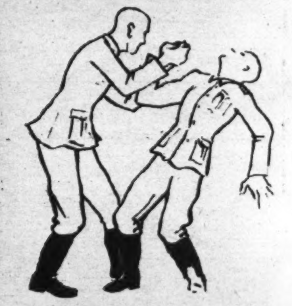
**2** Du preßt die Arme des Gegners fest an Deinen Körper, so daß er die Umklammerung nicht lösen kann, und schleuderst ihn über die rechte Schulter ...

**3** ... zu Boden mit einem überraschenden Schwung. Drehst ihm das Handgelenk um. Versucht der Gegner jetzt noch eine Abwehr, würde sein Handgelenk brechen.

Der waffenlose Zweikampf Judo (Jiu-Jitsu), von den Japanern übernommen, verdient auch in militärischen Kreisen Beachtung. Leider fand gerade diese Sportart in Deutschland zunächst wenig Eingang. In vielen Kreisen war man sogar der Ansicht, daß diese Kampfart als roh und grob anzusprechen sei. Die Polizei erkannte frühzeitig den hohen Wert dieses Selbstverteidigungskampfes. Wer einmal einer Schulvorführung beiwohnte, konnte sich selbst überzeugen, daß gerade beim Judo sehr ritterlich gekämpft wird. Schon der Name Jiu, auf deutsch weich oder sanft, und Jitsu, Kunst, besagt, daß es sich hier um eine „sanfte Kunst" handelt.





**1** Was machst Du, wenn Du einem mit Pistole bewaffneten Gegner gegenüberstehst? Ihn herankommen lassen, ohne dabei die Hände höher als über die Augen zu heben.

**2** Ist der Gegner erreichbar, drehst Du den eigenen Körper ruckartig nach rechts (bei Linkshändern umgekehrt!), reißt gleichzeitig damit mit dem linken Unterarm die Pistole blitzschnell aus der Schußrichtung und damit Deinen Körper ebenfalls aus der Schußrichtung.

**3** Umfaßt mit beiden Händen ebenso schnell die Faust des Gegners mit der Pistole, drehst sie nach links. Es entsteht ein „Hebel", der ihn umwirft und so schmerzhaft ist, daß ihm leicht die Pistole entwunden werden kann.

**4** Auf den Boden geschleudert, ist er für den Augenblick hilflos und kann jetzt durch weitere Hebel- oder Würgegriffe endgültig unschädlich gemacht werden. Sämtliche Griffe setzen größte Schnelligkeit und Präzision voraus!

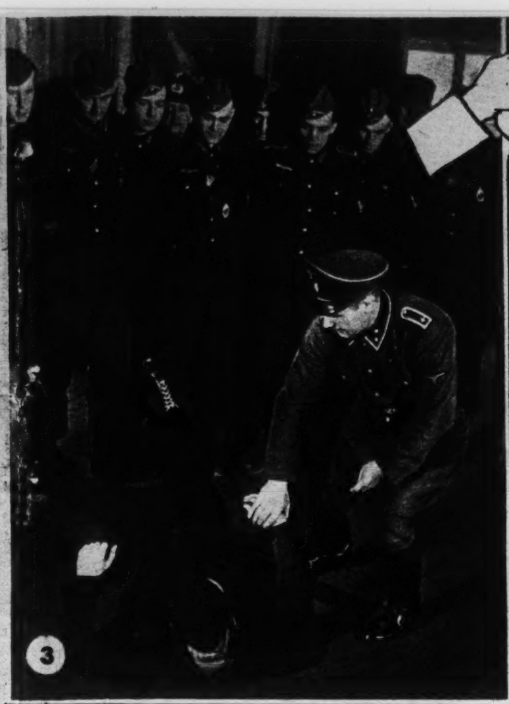
Die Erfahrungen, die im Nahkampf mit Sowjets gemacht wurden, beweisen, daß der Soldat oft in Lagen versetzt wird, in denen er, ohne seine Waffen gebrauchen zu können, kämpfen muß. Im Handgemenge ist der mit den Grundbegriffen des Judo vertraute und durchgebildete Soldat auch ohne Waffen einem körperlich kräftigeren Gegner stets überlegen. Versuche, die mit körperlich weniger gewandten Rekruten durchgeführt wurden, zeigten schon in den ersten Ausbildungswochen die klare Überlegenheit des Judo-Anfängers. Dabei wurden aber nur die einfachsten und unbedingt notwendigen Griffe auch als Angreifer ausgeführt und jeder übermäßige Kräfteverbrauch vermieden. Es ist erstaunlich, wie rasch die Schüler überraschende Angriffe mit Spaten, Messern, Stöcken, Pistolen usw. richtig abzuwehren erlernten. Bei zwei verschieden starken Gegnern wird der schwächere, geistesgegenwärtige, wenn er die Kunst des Judo beherrscht, dem stärkeren bei verhältnismäßig wenig Kraftaufwand stets überlegen sein.

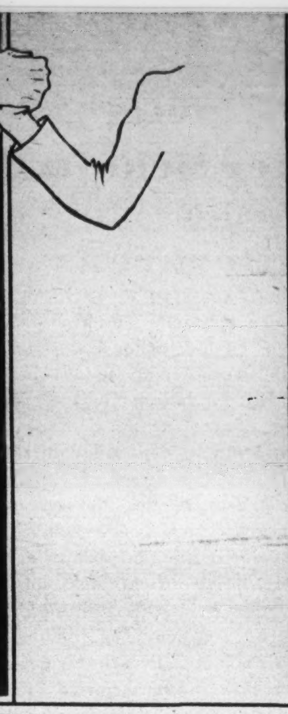
Bei der vormilitärischen Ausbildung ist es deshalb von größter Wichtigkeit, die deutsche Jugend schon frühzeitig in der waffenlosen Nahkampfschule auszubilden. Dadurch werden nicht nur die Nerven gestählt, sondern auch der Charakter gefestigt, blitzschnelle Entschlußkraft und Geschicklichkeit gegen ungezähmte Kraft anerzogen und das Selbstvertrauen gefördert.

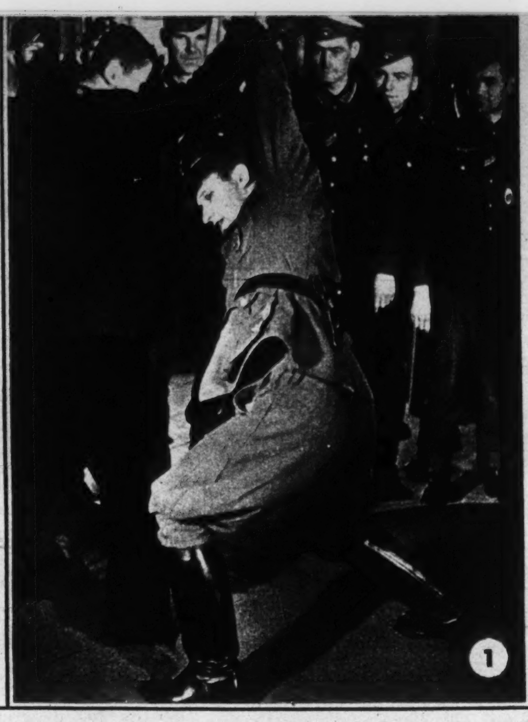
Den Ersatzeinheiten des Heeres obliegt es dann fernerhin, alle Sportarten, die schnelles Handeln und zugleich Ausdauer in sich vereinen, regelmäßig und zielbewußt zu betreiben. Die Krönung der Arbeit in der Nahkampfschule ohne Waffen wird aber dabei stets der Judokampf sein.

*Oberleutnant Joh. Wagner*

Stehst Du einem Gegner so gegenüber, daß Du ihn mit dem Fuß, wie gezeigt, treffen kannst, dann führe einen Fußtritt blitzschnell und wuchtig aus, ähnlich einem Fußballstoß. Triffst Du die Knöchel, brechen sie, oder die Hand wird zumindest unbeweglich.





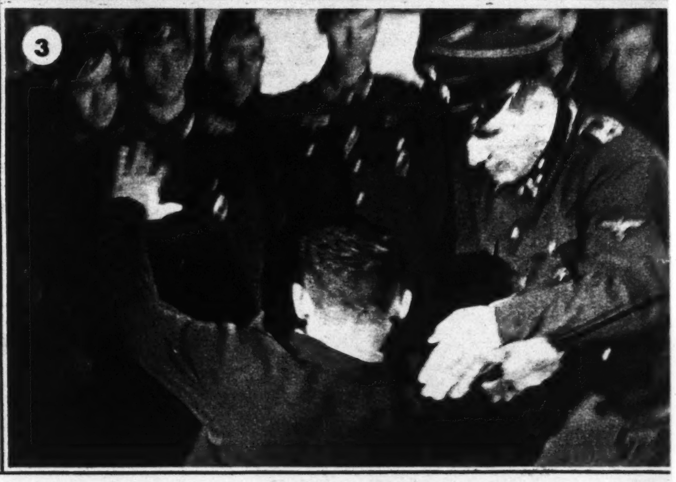


1 Was machst Du bei einem Dolchstoß von oben? Genau das gleiche wie bei dem Spatenhieb. Aber bedenke eines: die gezeigten Abwehrgriffe bleiben wirkungslos, wenn Du nicht schnell genug bist …

2 … wenn Du nicht fest zupackst und den erhobenen Arm des Gegners von Dir nicht fortschiebst auf den Kopf des Gegners zu und …

3 … wenn Du nicht ruckartig den Hebelgriff ausführst. Denn beim Judo kommt es auf drei Dinge an: Kenntnis der Griffe, Erfassen der Lage und Gewandtheit. Am wenigsten aber — auf Kraft!

*Aufnahmen: Gefr. Fritz Hartmann*



1 Was machst Du, wenn Du — auch bewaffnet — einen Spatenhieb Deines Gegners abwehren mußt? Du gehst tief in die Kniebeuge, die Arme schützend vor Deinen Kopf gehalten, wobei die Finger der Hände zueinander gerichtet sind. Der Hieb des Gegners erfolgt rechts, Deine Abwehr daher links. Du kommst dem Gegner zuvor und hältst mit Handkante oder Unterarm den Schlag auf, lenkst ihn also über Deinen Kopf hinweg und …

2 … umgreifst mit Deiner freien Rechten von unten fassend den Oberarm des Gegners oberhalb des Ellenbogens, ziehst ihn an Dich und schiebst ruckartig mit der Handkante der linken Hand den rechten Unterarm des Gegners mit dem Spaten rückwärts. Der schmerzhafte „Hebel" reißt ihn zu Boden.

# Die dunkle Nacht

*Erlebnisbericht von Uffz. GEORG KUBE*

Die Dunkelheit senkte sich über das Tal, in dem der Bataillonsstab lag. Hin und wieder fegte der Wind über den Schnee. Das Gesicht des Kommandeurs wandte sich uns zu. Die Schatten der Nacht zeichneten es grau und seltsam hart. Es sei, sagte er, ein kühnes Unternehmen, zu dem wir uns freiwillig gemeldet hätten. Aber er vertraue auf uns.

„Aufgabe und Ziel", fuhr er fort, „sind klar. Teile einer feindlichen Eskadron, die sich in etwa vier Kilometer Entfernung von hier in einer Häusergruppe an einer Schlucht eingenistet haben, sind auszuheben!"

In das kurze Kommando zum Abmarsch erklang sein Ruf: „Hals- und Beinbruch!", dann nahm uns die Dunkelheit auf. Schweigend stiegen wir bergan. Einer hinter dem anderen. Das Weiß des Schnees leuchtete schwach. Wir fünfzehn Mann waren sämtlich vom Stab, Melder, Funker, Pferdeführer und -pfleger und Kameraden von der Schreibstube. Alle hatten sich freiwillig gemeldet.

Keiner sprach. Nur einmal, als wir unsere Gefechtsvorposten passierten, wurden Grußworte geflüstert. Dann nahm uns das Niemandsland zwischen unseren und den feindlichen Linien auf.

Der Wind wurde stärker, er hob den Neuschnee auf und warf ihn uns in eisigkalten Wehen entgegen. Die Dunkelheit stand vor uns wie eine Mauer. Aber wir waren auf der Hut, wir versuchten sie zu durchdringen mit schmerzhaft geöffneten Augen. Hinter jedem Strauch, hinter jedem Busch konnte der Feind liegen. Der Wind wurde, als wir die Höhe erreichten, zum Sturm. Er orgelte und sang. Das Schlurfen der Stiefel ging darin unter. Vielleicht war es ganz gut so. Minuten wurden zu Ewigkeiten. Die Kälte nahm zu. Wie lange gingen wir schon . . .? Die Blicke suchten den Vordermann. Wo war er . . .? Da . . .! dort wuchs seine Gestalt schemenhaft aus dem Weiß des Schnees. Weiter! — Aber einmal stockte es vorn. „Was ist denn los . . .?" Zwei Kameraden, die an der Spitze gingen, waren verschwunden.

Stille . . . Warten!. Wir suchten den Schnee ab, aber wir fanden keine Spur. Der Wind hatte sie verweht. Die Nacht schien die beiden Kameraden verschlungen zu haben.

„Wir müssen zurück!" sagte der Stoßtruppführer. „Wir müssen bei unseren Vorposten warten. Vielleicht finden sie sich dort wieder ein!"

Also umkehren. Wir fluchten, aber was nutzte das? Zurück und auf die Kameraden warten! Wenn sie sich plötzlich allein vorfanden, würden sie, wie wir es vorher vereinbart hatten, zurückkehren. —

Und wir warteten. Zwei Stunden lang. Dann kamen sie. Es hatte keinen Zweck, ihnen Vorwürfe zu machen. Diese verfluchte Nacht war daran schuld, dieser Sturm mit seinen eisigen Wehen.

Aber wir hatten uns jetzt daran gewöhnt, durch die Dunkelheit zu schreiten. Die Sinne, Augen und Ohren, waren hell wach und geöffnet. — Still … rief da nicht jemand? Weiter! Das war der Sturm. Aber dann wuchs es plötzlich vor uns aus der Dunkelheit: Umrisse einer Häusergruppe. Ein Licht flammte auf. Ein Fenster leuchtete. Dort war der Feind!

Der Sturm hatte nachgelassen, und es schien auch heller geworden zu sein, denn die Häuser standen wie Silhouetten gegen den Himmel.

„Handgranaten bereithalten!" Hände klammerten sich um Maschinenpistole und Karabiner. Warum klopfte das Herz plötzlich so schnell? Ruhe behalten und langsam vorkriechen.

In diesem Augenblick schlug ein Hund an. Das Bellen ließ uns alles vergessen, die Kälte, die klammen Hände, den tiefen Schnee. Dieser verfluchte Köter! Aber gleichsam, als hätte uns ein Befehl erreicht, sprangen wir auf und rannten auf die Häusergruppe zu. Dahin, wo das Licht leuchtete. Blitzschnell erfaßten wir das, was vor uns lag: Häuser … eins, zwei, drei, vier … Schützengräben davor … da, eine Stellung!

Ein Schatten wuchs auf, ganz plötzlich. Aber schon klirrte etwas. Ein Stahlhelm fiel, ein Gewehr schlug hart auf den Boden, den der Wind freigefegt hatte vom Schnee. Der sowjetische Posten war erledigt. Nur — dieser verfluchte Köter bellte immer noch.

Aber schon waren wir bei dem ersten Haus, rissen die Tür auf, prallten zurück. Sekundenlang vor uns eine große Gestalt, die etwas Blitzendes schwang. Aber der Sowjet hatte zu kurz ausgeholt. Nahkampf, Ringen Mann gegen Mann! Zwei von uns drangen in den dumpfen Raum. Es schien alles wie ein Wunder, unfaßbar und von einer niegesehenen und erlebten Schnelligkeit. Nacheinander quollen die Sowjets aus der Tür und ließen sich entwaffnen. Wir konnten ihre Gesichter nicht erkennen in der Dunkelheit. Aber sicher glotzten uns ihre Augen dumpf und unerschrocken an. So unvermutet hatten sie uns sicher nicht erwartet. Ein paar Mann von uns blieben bei ihnen zurück, wir aber krochen und sprangen weiter vor in die Dunkelheit. Überall um uns wurde es jetzt lebendig. Willig und ohne Zögern folgten die Sowjets unseren Anweisungen und warfen ihre Waffen in den Schnee.

Hatten wir Glück . . .? Ein Schuß peitschte. Handgranaten surren über unsere Köpfe. Fielen in den Schnee, zischten, zerbarsten donnernd. Ein Maschinengewehr ratterte und strich mit seinen Garben von rechts her. Aber sie lagen Gott sei Dank zu hoch.

„Wir müssen das MG haben!“ schrie einer.

Vorwärts! Schatten vor uns. Das sind Sowjets. Wir stießen sie zu den andern. Aber das MG schien jetzt ganz nah. Die Genossen vermuteten uns mehr links. Wir kamen ungestört vor. Dort . . . dort war die Stellung. Ein Feuerstoß mit der Maschinenpistole. Schreie und Rufe.

Wir schossen dorthin, wo wir eben noch die zuckenden Blitze der Mündungsfeuer gesehen hatten.

Zwei Kameraden schleppten das MG nach hinten. Das Feuer verebbte. Dann und wann fiel noch ein Schuß. Die Sowjets flohen. Die Gefangenen standen mitten zwischen uns. Kaum, daß die Kameraden von ihnen in der Dunkelheit zu unterscheiden waren.

Jetzt hieß es, sich von den Resten des Feindes, die da und dort aus dem dunklen Schoß der Nacht ein paar Schüsse zu uns herüberschickten, zu lösen.

Aber wie unendlich langsam kamen wir zurück.

In der Dunkelheit waren wir in verschiedene Gruppen zersprengt worden. Warten hatte keinen Zweck, hier konnten wir kein großes Sammeln machen.

Stunden später trafen wir auf dem Bataillonsgefechtsstand ein.

„Sind die andern zurück . . .?“

„Nein, noch nicht alle!“ hieß es. Aber dann kamen wieder zwei, sie brachten Gefangene mit. „Ein Kamerad ist nicht zurückgekommen“, erzählten die Kameraden, „einer von den Gefangenen hatte noch eine Handgranate behalten und warf sie unterwegs zwischen uns, um die entstehende Verwirrung zur Flucht auszunutzen. Da hat es einen getroffen, er ist gefallen.“

Da gab es keine langen Überlegungen und kein Hin und Her. Wir mußten zurück, um unseren toten Kameraden zu bergen, der irgendwo da draußen vor dem Feind seine tapfere Tat mit dem Tod besiegelt hatte. Wer wollte jetzt von Müdigkeit und Kälte reden . . .?

Wir schlichen uns zurück. Nun, da wir zum drittenmal gegen den Feind zogen, war uns der Weg vertraut. Und wieder kämpfte sich unser Stoßtrupp durch bis zu dem Ort, wo der tote Kamerad liegen mußte. Drohend und dunkel standen noch einmal die Häuser mit den sowjetischen Feldstellungen und Gräben vor unseren Augen. Und wir fanden den, den wir suchten und trugen ihn zurück.

Im Osten dämmerte der Morgen. Der Wind war eingeschlafen und das Land war weiß und still.

Wir erreichten ungefährdet das kleine Tal, und unser Stoßtruppführer meldete dem Bataillonskommandeur: „Stoßtrupp des Bataillonsstabes zurück, 11 Gefangene eingebracht, ein sMG erbeutet, Restteile einer feindlichen Eskadron aufgerieben.“

# Der Pionier Gefreiter Schultz erhielt das Ritterkreuz

Er wächst zusammen mit zehn Geschwistern auf einem kleinen Grundstück, das seine Eltern in der Nähe von Litzmannstadt bewirtschaften, auf. Mit 17 Jahren zieht er in die Stadt und wird Maurerlehrling. Sein polnischer Meister wirft ihn in dem Augenblick heraus, als er erfährt, daß dieser Heinrich Schultz die Versammlungen des deutschen Volksverbandes besucht. Der Junge schlägt sich recht und schlecht in der Landwirtschaft durch. Der Krieg bricht aus, und sofort erreicht ihn der polnische Stellungsbefehl. Er versteckt sich bei Freunden und in den Wäldern. An dem Tag, da deutsche Soldaten in Litzmannstadt einrücken, meldet er sich zum Selbstschutz, dann zur Hilfspolizei, dann zur ϟϟ. Kurze Zeit darauf wird er einberufen. Er wird Pionier.

Erster Tag des Ostfeldzuges. Erbitterte Straßenkämpfe im Grenzort Gargzdai. Der Pionier Schultz räuchert die Bolschewisten mit Handgranaten aus und bahnt seinen Kameraden eine Gasse. Für diese Tat wird ihm das EK II verliehen.

Beim Angriff auf Poltsamaa stürmt er durch den Hagel des feindlichen MG-Feuers auf eine für den Angriff seiner Division wichtige Brücke, die der Feind zu sprengen versuchte. Er durchschneidet im schwersten gegnerischen Feuer die Zündschnur. Für diese Tat erhielt der Pionier Schultz das EK I.

Kampf um Reval! Mit dem Flammenwerfer vernichtet Schultz zwei feindliche Widerstandsnester. Seine Tat wird im Divisionsbefehl genannt. Als der Angriff der Infanterie auf der Insel Ösel vor einer dreifachen Bunkerlinie stockt, springt Schultz aus eigenem Entschluß trotz heftigen Abwehrfeuers des Gegners über einen Panzerabwehrgraben, dringt, nur mit Pistole und Handgranaten bewaffnet, in einen Bunker und zwingt die Besatzung zur Übergabe. Dann nimmt er sich die nächsten Widerstandsnester vor. Mit geballter Ladung sprengt er zwei eingegrabene Panzer und nimmt die Besatzung gefangen. Dabei wird er leicht verwundet. Am nächsten Tag ist er wieder vorn. Mit Flammenwerfer und geballten Ladungen, teils allein, teils mit seinem Pionierstoßtrupp nimmt er Bunker auf Bunker. Bei diesen Kämpfen macht er allein etwa 50 Gefangene und setzt 35 Bunker außer Gefecht. Wenn der Ruf „Pioniere nach vorn!“ kam, war er zur Stelle und bahnte seinen Kameraden von der Infanterie mit unvergleichlicher Tapferkeit, Kaltblütigkeit und schnellem kühnem Entschluß einen Weg. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht verlieh dem Pionier-Gefreiten Heinrich Schultz aus Litzmannstadt das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

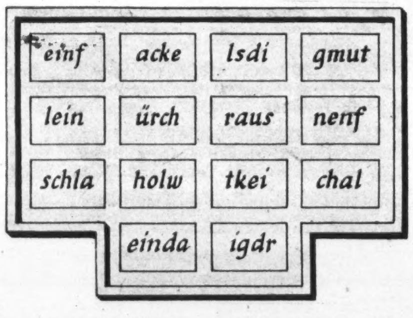
KURZ UNTERRICHTET

## KAMERAD, WEISST DU SCHON . . .

. . . . . . daß du, wenn du Bezieher von Kriegsbesoldung bist, den Antrag auf Gewährung von Kriegsbesoldung auch mit rückwirkender Kraft widerrufen kannst? Dies trifft besonders für diejenigen Kameraden des Beurlaubtenstandes zu, die in ihrem zivilen Dienstverhältnis Beamte sind. Diese Kameraden haben vielfach an Stelle der von ihren Friedensdienststellen weitergewährten Friedensbesoldung die Kriegsbesoldung gewählt, weil diese — entsprechend ihrem militärischen Dienstgrad — höher ist. Wenn nun in diesen Fällen eine rückwirkende planmäßige Anstellung oder Beförderung wirksam wurde und damit sich die Friedensgebührnisse erhöhten, also höher als die Kriegsbesoldung wurden, so konnte der Widerruf des Antrages auf Gewährung von Kriegsbesoldung bislang nur vom 1. des Monats ab wirksam werden, in dem der Antrag gestellt wurde. Zur Vermeidung von geldlichen Einbußen ist nunmehr vom Oberkommando der Wehrmacht verfügt, daß der Antrag auf Widerruf der Gewährung von Kriegsbesoldung mit rückwirkender Kraft, und zwar von dem Tage ab, der in dem Antrag angegeben ist, gestellt werden kann. Die Möglichkeit des rückwirkenden Widerrufs des Antrages auf Gewährung von Kriegsbesoldung besteht nicht, wenn nach der Einstellung der Zahlung der Kriegsbesoldung die Gewährung von Familienunterhalt oder Wirtschaftsbeihilfe beantragt werden soll. In diesen Fällen ist der Widerruf des Antrages auf Gewährung von Kriegsbesoldung nur zulässig mit Wirkung vom 1. des Monats an, in dem der Antrag gestellt worden ist.

. . . . . . daß du als Kriegsbesoldungsempfänger Beihilfen in Krankheits-, Geburts- und Todesfällen sowie einmalige Unterstützungen nach den gleichen Grundsätzen, wie sie für Soldaten des Friedensstandes in Anwendung kommen, erhalten kannst? Beihilfen in Erkrankungsfällen kommen natürlich nicht für deine Person in Betracht, sondern nur für Familienangehörige. Du selbst erhältst ja freie Heilfürsorge. Beihilfen können in Krankheitsfällen gewährt werden zu den Kosten für den Arzt, für ärztlich verordnete Arznei- und Verbandmittel und Heilbehandlungsmaßnahmen, für besonders vom Arzt verordnete Stärkungsmittel, für Krankenhausbehandlung, für notwendige Transporte der kranken Person, für eine notwendige Berufspflegekraft, für Zahnbehandlungen und unter bestimmten Voraussetzungen auch für Zahnersatz. Bei Geburten können Beihilfen für die Ausgaben für Säuglingswäsche, Kinderwagen, Wagendecken, Kinderbetten, Matratzen, Badewannen usw. gewährt werden. Der Höchstsatz der Beihilfen in diesen Fällen schwankt zwischen 40,— RM und 300,— RM, je nachdem, ob es sich um die erste, zweite usw. Geburt oder um Zwillingsgeburten handelt oder ob schon Beihilfen anläßlich einer Geburt gewährt worden sind. Von den anläßlich eines Todesfalls entstandenen Kosten sind das Begräbnis oder die Feuerbestattung, die Überführung der Leiche nach dem Friedhof, die Kosten der Grabstelle und die erste einfache Instandsetzung des Grabes beihilfefähig. Anträge auf Gewährung einer Beihilfe oder einer Unterstützung sind an die nächste vorgesetzte Dienststelle zu richten. Der Rechnungsführer oder der Truppenzahlmeister geben dir gern weitere Auskünfte und gehen dir auch bei der Stellung des Antrages zur Hand.

## *Ein* rätselhaftes *Mosaik*




Die Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, einen alten Spruch.

### Immer das Gegenteil

Mut — Abwechslung — Tugend — Moll — Kern — Einzelgesang — Palast — Tadel — Regel — Vorfahr — Verlust — Absender.

Zu jedem der obenstehenden Wörter ist das Gegenteil zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, der Reihe nach gelesen, ein mittelalterliches Geschütz.

### Im Sturm

Beim Angriff gilt es, sie zu schlagen,
In sie zu springen, heißt, was wagen.

### Ein Wahrspruch Bismarcks

Steinzeit, Reitstiefel, Zeigefinger, Nordpol, Streitigkeit, Druckhaus, Ostnordost, Schimpanse, Ammer, Zunge, Bluetenkelch, Stückgut, Ebro, Machtentfaltung.

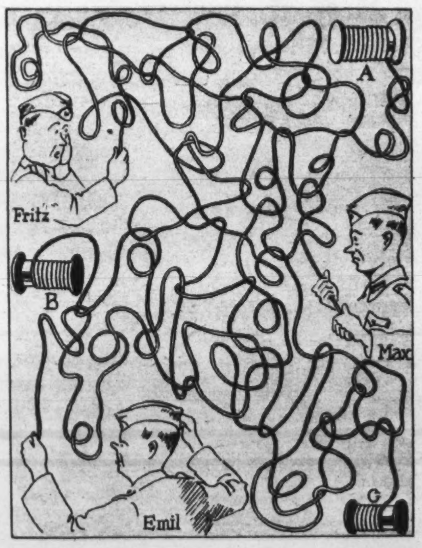
Jedem der obenstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese Buchstaben einen Ausspruch Bismarcks aus dem Jahre 1854 (ch gilt als ein Buchstabe).

### Aufregend und besänftigend

Wort beim Prozeßbeginn—
Verlesen werden muß,
Doch steckt viel Öl darin,
Gibst du ihm Kopf und Fuß.

### Wer findet sich da durch?

Den Nachrichtensoldaten Fritz, Max und Emil sind die Fernsprechkabel mächtig durcheinandergeraten. Zu wem gehören nun die einzelnen Kabeltrommeln?




## WER HAT'S GERATEN?

**Auflösungen aus der vorigen Folge**

**Eine rätselhafte Rechnung:** S t e i n k a u z
1 2 3 4 5 6 7 8 9

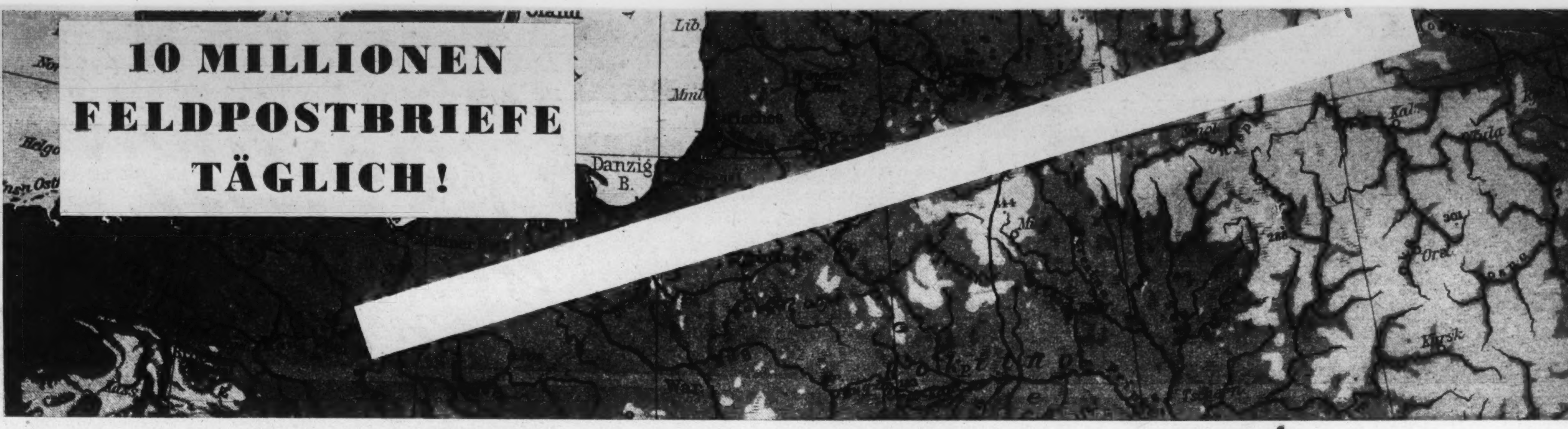
**Geographisches Versteckrätsel:** Herne, Anden, Meran, Man, Etsch, Rom, Förde, Ebro, Sieg, Tal. — Hammerfest

**Kreuzgitter:** Luftwaffe, Sonne, Meridian, Kant, Kali, Andalsnes, Hafer, Sesam, Kelim, Kaukasus, Ofen, Ural.

**Rösselsprung:** Es stirbt das Vieh, es stirbt die Verwandtschaft, / Auch dich trifft der Tod; / Doch eines weiß ich, das ewig lebt: / Der Ruhm, den der Tote errang. Edda

**Silbenordnen:** Wenn an jedes lose Maul / Ein Schloß müßt angehängt werden, / Dann wär die edle Schlosserkunst / Die beste Kunst auf Erden.

# 10 MILLIONEN FELDPOSTBRIEFE TÄGLICH!



Könnt Ihr Euch vorstellen, was das bedeutet: 10 Millionen Feldpostsendungen werden von der deutschen Feldpost durchschnittlich täglich bearbeitet! 10 Millionen Feldpostsendungen werden täglich zwischen Heimat und Front, zwischen Eismeer und Wüste, Atlantik und Ostfront befördert! Vor dem Kriege hatten wir in unserer großen Handelsfirma täglich rund 300 Postausgänge, wird vielleicht einer von Euch dazu sagen — aber 10 Millionen, unvorstellbar! Wir haben deshalb einmal 10 Millionen Briefumschläge in einer Reihe aneinandergelegt — natürlich nur rein rechnerisch — und waren selbst erstaunt, daß sich dabei eine Linie von 1600 km ergab. Das entspricht ungefähr der Entfernung Berlin—Moskau. Diese riesige Papierschlange muß jeden Tag über viele tausend Kilometer von und zu den Fronten befördert werden. Bekommen wir dabei nicht einen kleinen Begriff, welch ungeheures Arbeitspensum die deutsche Feldpost täglich zu meistern hat? Aber noch etwas anderes sagen uns diese 10 Millionen, wenn wir an das Material und die Arbeitsleistung denken, die in den Feldpostsendungen steckt. 10 Millionen Feldpostbriefe . . .

## und was bedeutet das für die Heimat?

Für die Herstellung von Briefpapier und Briefumschlägen für 10 Millionen Briefe braucht man rund 425 Raummeter Holz. Dieselbe Menge würde aber auch 7500 kg Zellwolle ergeben. Aus rund 7500 kg Zellwolle könnte man wiederum rund 100 000 Sommerkleider machen. Die Frauen und Mädchen, die Euch ins Feld schreiben und Euch obendrein mit Briefpapier versorgen, verzichten damit immer wieder auf neue Kleider. Und daß sie es gerne tun — wer möchte daran zweifeln?

Das Bierglas ist für den Mann ein vertrautes Maß für Flüssigkeitsmengen. Wettert nicht, wenn wir einmal etwas anderes hineintun, es geschieht ja nur zum Vergleich. Also: um 10 Millionen Briefumschläge zu gummieren, braucht man rund 2700 Liter Leim, also — auf unsere Biergläser umgerechnet — 5400 „Halbe Liter", die täglich bereitstehen müßten. Bier wäre Euch lieber? Natürlich! Aber auch dieser Vergleich zeigt wieder, was alles an Euren Briefen „klebt".

Nach den Angaben des Beauftragten der Reichsstelle für Papier- und Verpackungswesen müssen täglich von 10 000 Mädchen rund 80 000 bis 100 000 Arbeitsstunden aufgebracht werden, um die 10 Millionen Briefe, die die Feldpost täglich befördert, herzustellen. Ihr werdet, wenn Ihr die hier veröffentlichten Zahlen richtig würdigt, in Zukunft Eure Feldpost mit noch anderen Augen ansehen, jeder Brief ist dann noch in einem anderen Sinne ein Stückchen Heimat!

*Aufnahmen: Haase, Mauritius, Max Krause*

# Ein Gruß den Schinken von Florenz

*Von OTTO MARIA POLLEY*

Wir waren damals durchs umbrische Land Toskana entgegengewandert, Georg, Oswald und ich, wir hatten Assisi berührt, hatten auf San Gimignanos Zinnen gestanden und Perugias Gassen durchstreift, vielerorts noch uns verweilend, wo uns im Dämmerschein der Kirchen, in verwachsenen Höfen und auf feierlichen Fassaden süße Entdeckungen versprochen waren —; und die ganze Reise war eine Folge von Entdeckungen gewesen. Wir waren vom vorgenommenen Wege oft und oft in die Quere abgebogen, weil uns mit golden schimmernden Mauern, mit weiten strahlenden Fenstern ein altes Bergnest unwiderstehlich zum Eintritt verlockte Und überall fanden wir die Spuren der Meister, die zu verfolgen wir uns aufgemacht hatten, und sei es auch nur im Antlitz einer Wirtstochter, die uns mit verführerischer Gebärde den süßen purpurdunklen und den herben sonnengelben Wein kredenzte. Wir sprachen sie beim dritten Glase als Madonna an, nannten Perugino oder Pinturicchio ihren Vater, erhoben sie fabelnd in den Himmel der Kunst und begehrten sie zugleich mit glänzenden Augen. Unvermerkt vermischte sich uns Kunst und Wirklichkeit inmitten der holden Landschaft. Wir waren alle dreiundzwanzig Jahre alt, für drei selige Wochen waren wir unterwegs, und in unseren Taschen klimperte das Silber.

Solcherart waren wir bis an die Tore von Florenz gelangt, als wir mit Schrecken gewahr werden mußten, daß wir mit unserem Gelde schlecht gewirtschaftet hatten. Es war unser Plan gewesen, mit dem Aufenthalt in Florenz der Reise die Krone aufzusetzen; mit Bedacht hatten wir die königliche Stadt für das Ende unserer Pilgerfahrt aufgespart, alle Wege hatten auf Florenz zugeführt, alle Spuren der Meister, das wußten wir, waren darin vereinigt.

Da standen wir nun endlich im Angesicht der wunderbaren Stadt, über reifende Weinberge sahen wir zu ihr hinab, deren Dächergewirr der zarte Dunst des Nachmittags bedeckte. Es leuchtete zu uns herauf die hochgewölbte Kuppel des Brunelleschi, es ragte neben ihr der kriegerische Turm des Palazzo Vecchio, es waren aus der hellen Häuserflut die Kirchen von Santa Croce und Santa Maria Novella zu erraten, und silbern glitzerte der Arno. — Doch wir standen an diesem Tage zum erstenmal auf unserer Reise in schwerem Streite —; es war, nachdem wir am Morgen die hochaufgelaufene letzte Wirtschaftsrechnung bezahlt und uns brauenden Hauptes unseres Zustandes vergewissert hatten, der uns kaum noch den Genuß eines trockenen Mittagbrotes gestattete, ein jeder geneigt, den anderen des erwiesenen Leichtsinns zu beschuldigen. Nach einem gereizten Wortgefecht waren wir stumm, mit finsterblickenden Mienen des Weges gezogen.

Es war Oswald, der Stillste und Besonnenste unter uns, der Ängstlichste auch im Grunde, wenn eine außergewöhnliche Lage eingetreten war, Oswald also war es, der im Angesicht von Florenz mit einem Seufzer die Wirklichkeit auf eine Formel brachte: „Wenn nur das Fahrgeld noch reicht! Denn wir müssen natürlich noch an diesem Abend nach Hause!"

Wir trotteten mürrisch inmitten der Weingärten hinab, wir trotteten mürrisch über das Pflaster der langerträumten Stadt, die wir zu bitterer Letzt uns vergeudet wußten. Freilich blieb uns bis zum Nachtzug noch Zeit, uns darin umzutun —; und wir taten es auch mit einander in Verstimmung entgegengesetzten Nasen, nachdem wir an der Bahnhofskasse die Fahrkarten gelöst hatten. — Es funkelten aber die Sterne hoch über der nächtlichen Stadt, es waren die Straßen voll südlicher Menschenstimmen, und in den Gäßchen, durch die wir streiften, hallten die Schritte. Es umwucherten uns schattengroß Kuppeln, Paläste und Türme —; ja, die auferstehenden Schatten der Meister

*(Fortsetzung auf Seite 11)*

# Es war einmal ein LKW den man wie folgt bedichtete:

### Schiller:

Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn,
Auch ein totes Gefährt kann sie üben.
Und hat es durch Jahre die Pflicht treu getan,
So sollst du es ehren und lieben.
Und klappert auch dürre das alte Gebein,
Laß dich nicht beirren und pflege sein.

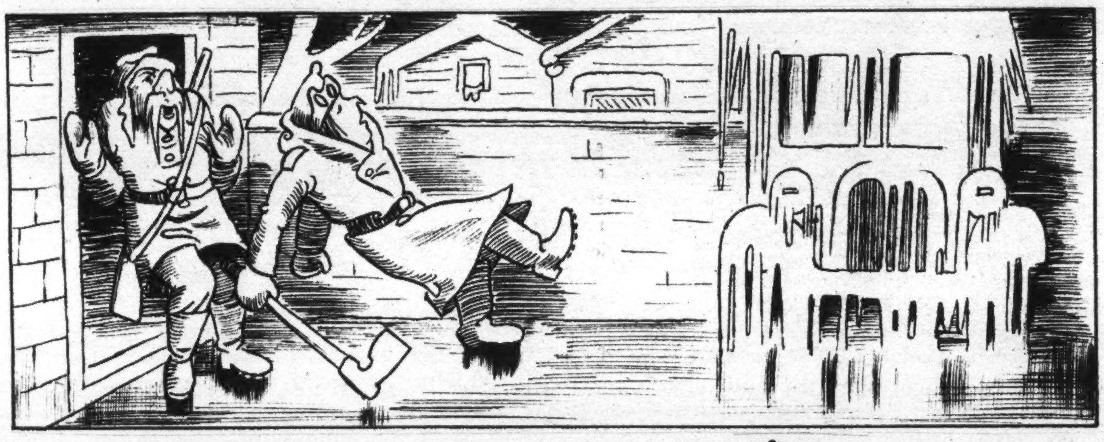
Und der Schirrmeister gehe und schaffe mit Fleiß
Eine Werkstatt den ruhmvollen alten,
Darinnen mit Lötlampe, Schraubstock und Schweiß-
Apparaten die Panzerwart' walten.
Und pflegen die Wunden der Ehrwürd'gen wohl,
Die treu dich getragen von Pol zu Pol.

Sie lehren uns stille Bescheidenheit.
Wie sie laßt uns üben im Leben
Die Pflicht und die Treue, zu jeder Zeit
Das Letzte, das Beste zu geben.
Und willst du verzweifeln in Not und Weh,
So denk an den alten Lkw.

### Goethe:

Über allen Kühlern ist Ruh';
von den meisten Motoren hörest du
kaum einen Hauch. —
Sie fuhren manche Meile.
Wart' nur eine Weile,
und die letzten stehen auch.

*Ein Frontoffizier hat über Nacht
sich diese Verse ausgedacht.
Das Auto- und das Männchen-Malen
nach zeitgenössisch' Originalen,
im Gleichklang mit der heit'ren Muse,
das tat hier der Gefreite K R U S E*



### Richard Wagner:

Wartender Wanderer, wild wallender
Wagen, nun stehst du und starrest
in die steinige Stille:
Jungjubelnd jagtest du jäh
auf rollenden Rädern in rasendem Rennen.
Nun klappern und klirren die
Klemmen und Klammern
und rostig rasselt das Ritzel.

### Ringelnatz:

Im tiefen Schnee
steht ein Lkw.
Seine Federn sind schief
und verbogen.

Er liebte so innig 'ne
Limousine.
Doch die Treulose hat
ihn betrogen.

### Wilhelm Busch:

Auf dem Marktplatz steht ein Haufen
Wagen, welche nicht mehr laufen,
oder die man nur mit Tücke
noch bewegen kann ein Stücke.
Sei es wegen der Motoren,
weil sie nämlich eingefroren,
oder weil der Kühler leckte
oder im Vergaser steckte
wohlgetarnt ein Klümpchen Eis.
Dieser oder anderer Weis'
sind sie alle invalide
und erheblich altersmüde.

Morgens in der dunklen Frühe
hab'n die Fahrer alle Mühe,
um mit raffinierten Listen
anzuwerfen ihre Kisten.
Manche kommen, manche nicht,
manche denken: Pflicht ist Pflicht!
Angeseilt gleich einem Hunde,
zieht man sie so manche Runde;
um den Marktplatz geht im Kreise
stundenlang die frohe Reise.

Jedermann ist froh bewegt,
Wenn sich was im Motor regt,
Wenn es aus dem Auspuff pustet
Und in den Zylindern hustet,
Und der Motor mit Gestöhne,
Rasselnd ausstößt jene Töne,
Die dem Kenner deutlich sagen,
Hoppla, schau! Jetzt läuft der Wagen.
Wieder tut er seine Pflicht,
Immer noch verreckt er nicht.

Ob er sich auch mächtig quäle,
Treu wie Gold ist seine Seele,
Und was immer auch gescheh':
Dreimal hoch der Lkw.!

### Frau Wirtin

Frau Wirtin hat 'nen Lkw.,
der meistens draußen stand im Schnee.
Er konnte nicht genesen,
weil er in seiner Jugendzeit
so ungestüm gewesen.

Frau Wirtin hat 'nen Lkw.,
dem Biest tat stets der Kühler weh,
weil er, was er nicht sollte,
in seinem großen Unverstand
den Eckstein rammen wollte.

## Ein Gruß den Schinken von Florenz

(Fortsetzung von Seite 9)

zündeten unversehens wieder hinüber in unser Leben, unsere Stirnen entwölkten sich und, ich weiß nicht wie, war unsere Feindschaft beseitigt, ich weiß nur, daß wir lachend am Ufer des rauschenden Arno standen und daß Georg sagte: „Was macht es denn aus, wenn wir einen Tag lang hungern! Morgen werden wir in den Uffizien und im Palazzo Pitti stehen und Ghirlandajos Fresken in Santa Maria Novella bewundern! Natürlich fahren wir erst morgen abend!"

Georg war der Großzügigste von uns dreien, er hatte die kühnsten Einfälle und wußte sie im Sprunge zu verwirklichen. Er war nie verlegen um ein rechtes Wort, wo es eines solchen bedurfte. Es bedurfte aber, da alles rings in der nächtlichen Stadt uns zum Bleiben verführte, kaum mehr als dieser Aufforderung, um unser Einverständnis zu erlangen.

Wir schliefen auf harten Bahnhofsbänken —; ich weiß nicht mehr, ob wir überhaupt schliefen, es peinigte uns das Holz und wohl auch der Hunger, nachdem wir am Abend aus den uns vom Fahrpreis zurückbleibenden Nickelresten gerade noch eine magere Brotmahlzeit geschlagen hatten. Bei Sonnenaufgang waren wir jedoch schon in der golden durchleuchteten Stadt, wir traten auf den Fährten der Meister in die Kirchen ein und vergaßen vor ihren Herrlichkeiten Schlaf und Hunger. Doch so weit sich die Räume unserer Sehnsucht angesichts der Zeugnisse eines in Verklärung über Jahrhunderte herübergeretteten Lebens auch erschlossen —, wölfisch wühlte in uns die Begierde, da wir, aus den Saalfluchten der Uffizien in den Mittag hinausgetaumelt, uns unversehens dem Schaufenster eines Selcherladens gegenübersahen. Und ich erinnere mich genau, daß ich, der ich unter den Freunden allerdings als ein Zyniker galt, in heftiger Aufwallung alle Erschaffungen der Kunst mit einem Worte verriet: „Die ganzen Galerien von Florenz können mir gefressen werden!" sagte ich.

„Ja, wenn sie nur zum Fressen wären!" meinte Oswald wehmütig.

Georg aber, auf dessen Antlitz sich plötzlich die Spur aufzuckender Überlegenheit gezeigt hatte, sagte gönnerhaft zu uns: „Wie wäre es, wenn wir jetzt diesen Schinken kosten würden?"

Die Frage schien zu töricht, als daß wir sie beantwortet hätten.

„Kommt!" fuhr Georg fort und faßte uns unter den Armen. Wir standen da schon beklommen im duftenden Dämmer des Ladens und warteten auf ein Wunder. War es möglich, daß Georg uns einen letzten Besitz verheimlicht hatte?

Er wandte sich mit einem unnachahmlichen Ausdruck hochfahrender Leutseligkeit zur dicken Alten, die, hinter dem Ladentisch aus einem Mittagsschläfchen aufschreckend, sich nach unseren Wünschen erkundigte: „Teure Frau, haben Sie guten Schinken, ich meine, wirklich guten?"

Man weiß, mit welchem anpreisenden Wortschwall toskanische Händlerinnen eine solche Frage zu erwidern pflegen.

„Wir würden nämlich eine größere Menge Schinken brauchen, wenn wir nur wüßten, ob er auch wirklich gut ist —", erklärte Georg.

„Es ist ein hervorragender Schinken!" rief die Selchermeisterin aus, indem durch die Ankündigung des großen Geschäftes alles an ihr in Bewegung kam.

„Wenn er nur wirklich gut wäre!" betonte Georg.

Da ließ die Dicke schon das Schinkenmesser surren, drei Schnitten fielen auf den Teller —; mit einer Handbewegung waren wir eingeladen, uns von den Vorzügen des Schinkens selbst zu überzeugen. Wir griffen zu, Georg und ich. Oswald, dem Ängstlichen, der noch zögerte, wurde das dritte der rosigen Blätter von der Selchermeisterin unter Beschwörungen aufgenötigt.

„Nun, wie schmeckt euch also dieser Schinken?" fragte Georg schurkisch, nachdem wir die zarten Bissen verschlungen hatten.

„Er ist ausgezeichnet!" versicherte ich schmunzelnd, glücklicherweise deutsch.

„Esel!" zischte Georg deutlich. „Ich meine, wird dieser Schinken auch dem Grafen schmecken?" fügte er mit hochgezogenen Brauen hinzu.

„Jaja, er ist in der Tat etwas herb —", sagte ich, da es mit einem Schlage in mir dämmerte.

„Ausgesprochen herb, nichts also für den Geschmack des Grafen —", entschied Georg bedauernd. „Schade, teure Frau, wir hätten gern mit Ihnen ein größeres Geschäft gemacht —" Und wir wandten uns, höflich grüßend, zum Ausgang. Oswald mit eingezogenem Rücken voran, Georg in königlich-lässiger Haltung hinterdrein. Ich weiß nicht mehr, wie oft wir das Unternehmen, dessen erster Versuch so erfolgreich verlaufen war, nun von Selcherladen zu Selcherladen ziehend, wiederholten. Der Hunger selbst war zum Übermut geworden. Der Übermut aber zerstob wie Spreu im Winde, da wir hernach vor Raffaels Madonnen in den Palazzo Pitti traten und den Atem anhielten in Verzauberung.

Oh, wie leuchteten sie uns noch und machten uns still, da wir von ihnen hinweg durch die sich eindunkelnde Stadt zum Bahnhof schritten, wie brach aber der Übermut wieder brausend in uns empor, da wir aus dem anfahrenden Zug in die Nacht hinausschrien, in die die Lichter der Stadt mählich zurücksanken: „Seid gegrüßt, ihr Madonnen, ihr Türme und Kuppeln — und seid gegrüßt, ihr Schinken von Florenz!" Seid gegrüßt!

*Den drei Musketieren ist vieles schiefgegangen! Jetzt ruft einer den anderen um Hilfe, und so kommt es auch zu einem regen*

**Austausch der Erfahrungen**

**Musketier Stalins Reden am Kamin** *genau nach dem Vorbild seines Kameraden Franklin. Nur ist er schon etwas weiter . . .*

**Churchill hat sich von Stalin den General Winter gepumpt**
*Er soll den Kanal zufrieren lassen, den Winston ohnehin schon voll hat*

**Roosevelt nimmt Churchills Geist zu sich**
*und hat es danach leicht, die Rüstungsproduktion doppelt zu sehen*

*Zeichnungen: Leo von Malachowski*

**UNSER TIP UND SORGENBRECHER:** *Wasserdichte Knobelbecher!*

*So macht's der erfahrene Skiläufer: Zuerst die Stiefel trocknen lassen! (Einlegesohlen natürlich vorher herausnehmen)*

*Kerzenstummel und andere Wachsreste werden flüssig gemacht — nichts einfacher als das! (Kochbuch nicht nötig)*

*Hinein in die Knobelbecher! Aber nur so viel, daß die Sohlennähte im Stiefel abgedichtet werden. Und dann die Einlegesohlen hinein!*

**Aber was kommt dann?**

Als Nächstes ein Vorschlag, ein praktischer Hinweis von Euch! Wie viele gute Tips habt Ihr draußen gesammelt, von denen viele Eurer Kameraden in anderen Einheiten noch nichts wissen. Deshalb heraus mit den erprobten und bewährten Landser-Erfahrungen! Schreibt Vorschläge, Hinweise und gute Tips auf und schickt sie uns. Kurze Angaben, evtl. ein paar Skizzen, genügen. Wir werden sie dann hier mit dem Namen des Einsenders veröffentlichen.

**Schriftleitung „Unser Heer"**

Verlagsleiter: Maximilian Küsner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff, Berlin.

# Von 6 bis 12

Er fühlt schon unbewußt so wie die Alten:
Mit Schafen kann man meist gut Freundschaft halten!

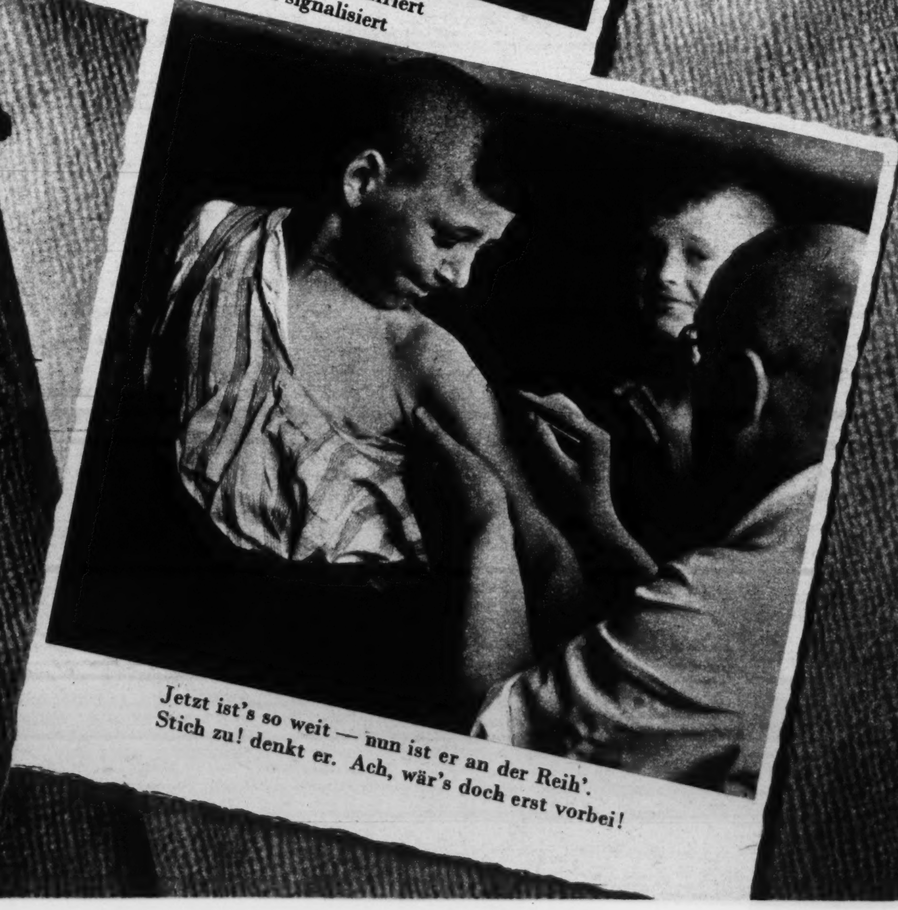
„Wie? ‚Unser Heer' am Apparat? Zwecks Kinderbildern?
Die Jahre 6 bis 12 wollt ihr in Bildern schildern?
Auch Mädchen über 12? Das könnte Euch so passen . . .
Nee, diesmal nicht, die wollen wir für später lassen!"

Hier wird auf liebe Art und unchiffriert
der Frühling in das Land signalisiert

Sollt diesen Knaben hier es nicht gelingen,
Sich selbst die Flötentöne beizubringen?

Der Mutter Freude, der Väter Stolz,
des Sippen-Stammbaums junges Holz —
so wächst's heran. Seht, wie's gedeiht:
Von 6 bis 12 — die schönste Zeit!

Wird dies hier nicht den Wunsch verständlich machen:
Wer so viel Grübchen hat, sollt' immer lachen!



Jetzt ist's so weit — nun ist er an der Reih'.
Stich zu! denkt er. Ach, wär's doch erst vorbei!